liegt ſüdöſtlich von Karibib am Swakop und iſt der Knotenpunkt einer großen Anzahl von Verkehrswegen, die das Land durchziehen. Bekanntlich iſt von dem Regierungsort Windhuk aus bald nach Bekanntwerden des Aufſtandes eine Expedition in nördlicher Richtung nach Okahandja aufgebrochen, welche von den Herero angegriffen wurde. Die erſten Entſatz-Verſuche ſind hier geſcheitert und Windhuk ſelbſt wurde ſchwer bedroht. Es wurde gemeldet, daß ein Trupp Eingeborener von Okahandja aus in der Richtung nach Weſten auf Karibib zu im Anmarſch ſei. Danach iſt alſo das ganze Eiſenbahngebiet von den Aufſtändiſchen planmäßig bedroht. Ferner wurde gleich anfangs eine Expedition von Swakopmund in öſtlicher Richtung die Bahn entlang geſendet, welche unter Führung des Leutnants Laubſchat wohlbehalten in Karibib ankam. Auf der Strecke zwiſchen Karibib und Okahandja dürften die weiteren ernſten Kämpfe daher ſtattgefunden haben, in welche der bei Waldau befindliche Oberleutnant von Zülow mit eingegriffen haben dürfte. Waldau iſt von Okahandja etwa 30 Kilometer, Okahandja von Windhuk 78 Kilometer entfernt. Bei der notgedrungenen Zerſplitterung der deutſchen Streitkräfte, deren Hauptteil unter Oberſt Leutwein nach dem Süden zur Bekämpfung der Bondelzwarts abgerückt, erſcheint die Ausſicht auf rechtzeitigen Entſatz von Windhuk leider nur ſehr gering.

Ferner war der Ort Otjimbingue am Fluſſe ſchwer bedroht. Der Ort ſollte nach Eintreffen der Expedition Laubſchat in Karibib von dort aus entſetzt werden. Nach der letzten bekannt gewordenen Angabe lebten in Otjimbingue 89 Deutſche und ſechs Kapländer. In der Südweſtecke der Siedelung liegt der ausgedehnte, feſtungsartige Gebäudekomplex der Firma Häblich Wwe., die im ganzen Schutzgebiet Wagenbauerei betreibt. Das Gehöft hat einen etwa 8 Meter hohen Turm, der zur Verteidigung mit Schießſcharten verſehen iſt.

Bekanntlich ſind nach Südweſtafrika ſchleunigſt Verſtärkungen entſendet, die teils mit dem Dampfer „Darmſtadt" teils mit einem Schiff der Wörmann-Linie befördert ſind und Anfangs Februar in Swakopmund eintreffen. Dort iſt bereits der Kreuzer „Habicht", ein kleines altes Kanonenboot mit ſchwacher Beſatzung eingetroffen und hat eine Landungsabteilung ausgeſchifft und die Bahn entlang zur Unterſtützung in Marſch geſetzt.

Unſere Leſer finden unten rechts in der Karte einen Lageplan von Swakopmund, den zum Hafen eingerichteten Küſtenort, von wo die Bahn ins Innere führt. Eine Landung war hier früher außerordentlich ſchwierig wegen der dort herrſchenden Brandung. Man hat jedoch durch Molenbau, deren projektierter Plan in unſerer Karte verzeichnet iſt, einen auch bei ſchlechtem Wetter gut geſchützten Hafen geſchaffen, ſo daß die Ausſchiffung der Truppen und des Kriegsmaterials ohne Unfall und verhältnismäßig raſch von ſtatten gehen kann.

Oberſt Leutwein.

Beiſtehend geben wir unſeren Leſern ein Porträt des Gouverneurs von Deutſch-Südweſtafrika, Oberſt Leutwein, dem die ſchwierige Aufgabe der Bekämpfung des in ſeinem Schutzgebiet ausgebrochenen Aufſtandes obliegt. Er iſt 1849 geboren, ſeit 1894 Kommandeur der Schutztruppe daſelbſt und hat früher in der Bekämpfung verſchiedener Aufſtandsbewegungen, ſo namentlich bei der Niederwerfung von Hendrik Witboi großes Geſchick bewieſen.

Bekanntlich iſt Windhuk am Ende der Bahn von Swakopmund gelegen, der Sitz des Gouverneurs von Südweſtafrika. Der Ort iſt jetzt bei dem blutigen Aufſtande der Herero, der letzten Meldung nach, ernſtlich bedroht, ſo daß es um denſelben zu ſchweren Kämpfen kommen dürfte. Wir geben unſeren Leſern daher beiſtehend eine Anſicht der deutſchen Befeſtigung von Windhuk, die den charakteriſtiſchen Typus der ſüdafrikaniſchen Feſtungsanlagen trägt. Die Beſatzung Windhuks beſteht nur aus hundert Mann. Gouverneur Leutwein ſelbſt dürfte ſich zur Zeit der Kämpfe nicht in Windhuk befunden haben. Er war am 10. Dezember nach dem Süden aufgebrochen, um den Kampf gegen die Bondelzwarts zu leiten. Windhuk hat ein Regierungsgebäude, zwei Kompagnieen der Schutztruppe, Poſtanſtalt und etwas über 300 weiße Einwohner, meiſt Deutſche. Es iſt eine Niederlaſſung der Siedelungsgeſellſchaft für Südweſtafrika und der Endpunkt der von Swakopmund an der Küſte ausgehenden ſchmalſpurigen Eiſenbahn. Das Schutzgebiet Deutſch-Südweſtafrika kam in den Beſitz des Reiches durch Hiſſung der deutſchen Flagge am 7. Auguſt 1884.

Die Entwicklung der drahtloſen Telegraphie.

Nach längerer Zeit hört man aus London wieder etwas von den Plänen der Marconi-Geſellſchaft. Es ſind neue Arbeiten unter der Leitung Marconis unternommen worden, die auch zu Erfolgen geführt haben. Einzelheiten darüber teilte Herr Cuthbert Hall, der Generaldirektor der Geſellſchaft, mit. Er bemerkte, es iſt ganz unrichtig, zu ſagen, daß Hinderniſſe eingetreten ſind, indem ſich Marconis Erfindung als nicht genügend zur Beförderung von Depeſchen erwieſen hätte. Tatſache iſt, daß vor einiger Zeit ein Teil des Apparates der Poldhu-Station verſagte. Das war unſere Schuld; denn die Maſchinerie und die elektriſchen Geräte waren nicht ganz in Duplikaten vorhanden. Bei Geſellſchaften für elektriſches Licht iſt es ſtets Brauch, ihre Stationen mit doppelter Maſchinerie auszurüſten, ſo daß man einen Rückhalt an der zweiten hat, wenn die erſte verſagt. Das hätten wir auch tun ſollen. Statt jedoch auf die Fertigſtellung des zweiten Apparates zu warten, begannen wir, mit dem erſten zu arbeiten. Da fand eine Unterbrechung ſtatt, da eine Maſchine und ein Keſſel beſchädigt wurden. Während ſie erſetzt wurden, machte Marconi einige wichtige weitere Entdeckungen, bei geringerer Kraft deutlichere Depeſchen zu erzielen. Zu ihrer Prüfung mußten an einigen Inſtrumenten kleine Aenderungen vorgenommen werden. Das Ergebnis war Marconis Fahrt auf der „Luciana" nach Newyork. Während des größeren Teiles der Hinreiſe wurden mit den beiden Stationen auf Kap Breton und in Poldhu Depeſchen ausgetauſcht. Auf der Rückreiſe war den ganzen Weg über den Atlantiſchen Ozean eine Verbindung hergeſtellt und an Bord des Schiffes ein Depeſchendienſt eingerichtet. Es war vielleicht zu frühzeitig von uns, mit dem Nachrichtendienſt von Newyork zu beginnen, ehe wir gegen Hinderniſſe geſichert waren. Aber jetzt ſtatten wir alle unſere Stationen mit doppelten Maſchinen aus, ſo daß man jetzt nicht mehr von Stockungen ſprechen können wird." Inzwiſchen hat Marconi eine andere Entdeckung von großer Bedeutung gemacht. Er hat in Fraſerburgh in Nordſchottland Verſuche gemacht und über Land Depeſchen nach Cornwall geſandt. Die Entfernung beträgt 600 Meilen, was in Anbetracht der Schwierigkeiten der Uebertragung 2000 Meilen über See gleichkommt. „Marconi beobachtete, daß Depeſchen viel leichter in der Nacht als am Tage zu befördern waren. Nach einigen Verſuchen entdeckte er, daß die Sonne auf die elektriſchen Wellen ſtark einwirkt. Bei hellem Sonnenlicht waren die Depeſchen viel ſchwerer zu entziffern. Jetzt iſt die Schwierigkeit jedoch überwunden." Wichtige Kontrakte für lange Zeiträume geben der Geſellſchaft in England das Monopol, drahtloſe Depeſchen zu übertragen. Dieſe Kontrakte ſind mit der engliſchen Admiralität, die vorher befriedigende Verſuche anſtellte, mit dem Generalpoſtamt und mit Lloyd abgeſchloſſen worden. Ueberdies ſind Vereinbarungen getroffen zur Errichtung noch einer anderen Station für Handelszwecke; die Arbeiten dazu werden binnen kurzem beginnen.

*

Eine erwünſchte Neuheit für Photographen hat J. Norton geſchaffen. Jeder Photograph, der ſeine Platten ſorgfältig wäſcht, braucht dazu eine große Menge Waſſer und dementſprechend viel Zeit, ehe die letzte Spur des unterſchwefligſauren Natrons ſich gelöſt hat. Gewöhnlich iſt eine Stunde für dieſe Arbeit erforderlich, doch zieht ſich ihre Vollendung zuweilen auch bis zu vier Stunden hin. Norton hat nun ein Verfahren angegeben, das Salz in fünf Minuten genügend auszuwaſchen. Die Grundlage ſeines Vorſchlages beruht auf der Tatſache, daß Chlorbarium eine außerordentlich ſtarke Verwandtſchaft mit Schwefel beſitzt. Durch Hinzufügung von Chlorbarium zu unterſchwefligſaurem Natron werden beide Verbindungen unmittelbar aufgehoben. Das Barium vereinigt ſich mit dem Schwefel und das Natrium mit dem Chlor, ſodaß ſchwefelſaures Barium und gewöhnliches Kochſalz entſtehen. Das ſchwefelſaure Barium iſt ein lockeres, ſehr ſchweres, weißes, übrigens auch giftiges, ganz unlösliches Pulver, das leicht abgeſpült werden kann, und das Kochſalz bleibt dann in der Löſung. Nachdem die Platte aus der Löſung von unterſchwefligſaurem Natron herausgenommen iſt, ſoll ſie eine Minute lang in fließendem Waſſer geſpült und dann auf beiden Seiten mit einem Baumwollappen abgerieben werden. Dann taucht man ſie zwei Minuten lang in eine 5prozentige Löſung von Chlorbarium, ſpült ſie wieder in fließendem Waſſer und reibt ſie zum zweiten Male ab. Alles in allem ſoll dieſe Behandlung fünf Minuten in Anſpruch nehmen. Norton hat gefunden, daß ſie nicht nur hinreicht, ſondern daß die weißen Töne auf den Bildern ſogar beſſer herauskommen.

*

Ueber die Witterung des Jahres 1903 ſchreibt die „Stat. Corr.": Das Jahr 1903 war im Geſamtdurchſchnitt zu warm und meiſt auch zu naß. Der Wärmeüberſchuß, der im Weſten allerdings kaum ½ Grad, im Oſten aber bis zu 1½ Grad betrug, wurde trotz des kühlen Sommers hauptſächlich durch die ſehr milde Witterung des erſten Quartals hervorgerufen. Die Niederſchläge überſtiegen im größten Teile Norddeutſchlands den Normalwert, am beträchtlichſten (um ein Drittel) in Pommern, vorübergehend 15 Zentimeter erreichte. Im Hochteilen mehrfach zu wenig gefallen ſind. Dem letzten Monate des Jahres im beſonderen wird folgendes Zeugnis ausgeſtellt: Im Gegenſatz zum voraufgegangenen November war der Dezember viel zu trocken und meiſt zu kalt. Die Temperatur lag zwiſchen dem 5. und 15. über dem Durchſchnitt, ſonſt aber und beſonders gegen Monatsſchluß darunter, ſo daß das Geſamtmittel im größten Teile Norddeutſchlands den Normalwert nicht erreichte. Lediglich die Gebiete der oberen Oder und öſtlich der Weichſel hatten einen Ueberſchuß bis zu 1 Grad zu verzeichnen. Trotz der großen Bewölkung ſind nur wenig Niederſchläge gefallen und zwar nennenswerte nur im erſten Monatsdrittel, während der übrige Teil des Monats faſt völlig trocken verlief. Die Geſamtmenge überſtieg lediglich in der Gegend von Breslau den vieljährigen Durchſchnitt; im ganzen übrigen Lande aber war ſie weit unternormal; in der weſtlichen Hälfte iſt ſtellenweiſe kaum ein Fünftel der gewöhnlich zu erwartenden Menge gefallen. Eine Schneedecke war zwar lange Zeit hindurch vorhanden, doch hatte ſie meiſt kaum 1 Zentimeter Höhe, während ſie allerdings im erſten Monatsdrittel vereinzelt und nur vorübergehend 15 Zentimeter erreichte. Im Hochgebirge betrug ſie mehr ½ Meter.

Verlag und Rotationsdruck der Märkiſchen Vereinsdruckerei.
Verantwortlicher Redakteur F. L. Knappe in Bochum.

Der Erzähler

Bei der Arbeit recht Beginnen,
Beim Genießen rechter Schluß.
Träume ſind nicht Taten:
Ohne Arbeit wird dir nichts geraten.

Täglich erſcheinendes Unterhaltungsblatt

Nr. 21. 27. Januar 1904

Die kleine Kapelle.

Preisgekrönte Novelle von A. de Poiſeux. Genehmigte Ueberſetzung.

(Nachdruck verboten.)

25)

Ruhig legte er die Mappe, die er unter dem Arme getragen hatte, neben ſich auf einen Stuhl, und indem er ſich anſchickte ſie zu öffnen, ſagte er:

„Ich hatte alles mitgebracht, was Ihnen wünſchenswert ſein könnte, zu ſehen. Die Zeugniſſe meiner Vorgeſetzten, meine Militärpapiere, unſere Vermögensüberſicht, den Sterbeakt meines Vaters . . ."

Herr Panderfull unterbrach ihn lebhaft.

„Das iſt alles ganz überflüſſig, mein Herr."

Und mit ſarkaſtiſchem Lächeln fuhr er fort: „Ja, ſo ſind die Bureaukraten. Sei können keinen Schritt tun, ohne einen ganzen Stoß Papiere unter den Arm zu nehmen!"

Moritz bewegte ſich nicht.

„Gleichzeitig mit meinen eigenen Papieren habe ich hier einige Akte, die ich in meinen Mußeſtunden für einen Rechtsgelehrten abſchreiben ſoll."

„Ich verſtehe," erwiderte Herr Panderfull, „es macht Ihnen Freude, mir zu zeigen, daß man Ihnen auch außergewöhnliche Arbeiten anvertraut."

„Das iſt wahr, Herr Panderfull, ich wollte Ihnen den Beweis liefern, daß ich vollſtändig im Stande bin, eine Familie zu ernähren."

„Sehr ſchön, mein Herr, ich bin damit einverſtanden und es iſt gewiß ſehr verdienſtlich für ſeine Familie zu ſorgen, jedenfalls muß man ſich aber dabei nicht um die Familien der andern kümmern."

„Ach, Herr Panderfull, Sie werden ſich doch erweichen laſſen! Wenn Sie es nicht meinetwegen tun, ſo tun Sie es wenigſtens für Ihre Nichte, die meinen Bitten Gehör geſchenkt hat und welcher Sie jedenfalls einen großen Kummer bereiten, wenn Sie mich zurückweiſen."

Herr Panderfull, der ſchon länger im Zimmer auf und ab ſchritt ,war mit einem Satze neben dem jungen Manne:

„Herr, ich verbiete Ihnen, von meiner Nichte zu ſprechen! Sie und nur Sie allein ſind verantwortlich für ihren Kummer und allen unſern Aerger. Um Ihretwillen wird ſie weit von hier fortgeſchickt werden, ſo weit wie nur möglich. Zwiſchen vier Mauern ſoll ſie verwahrt werden und der ſtrengſten Aufſicht unterworfen, und ich verſichere Ihnen, wenn Sie den geringſten Verſuch machen, ſie wiederzufinden, ſo werde ich Sie mitten im Rathauſe zur Rechenſchaft ziehen und Sie lächerlich machen vor allen Ihren Kameraden; ſo wahr ich Panderfull heiße und Hauptmann der Schützengilde bin und ſo wahr das hier ein Stuhl iſt, auf dem Sie Ihre ſchmutzigen Schreibereien ausgebreitet haben, die Sie gefälligſt ſo bald wie möglich von hier fortbeſorgen wollen."

Indem er die letzten Worte förmlich hervorbrüllte, ſchlug Herr Panderfull, deſſen Energie mit dem erwachenden Zorne zurückgekehrt war, ſo heftig mit der geballten Fauſt auf den Stuhl, daß dieſer ſamt Mappe und Papieren in die Luft flog und die Papiere ſich nach allen Seiten im Zimmer umher zerſtreuten.

„Schön," fuhr er fort, „mit ſolchen Lumpen kann man nicht anders verfahren."

Der arme Moritz bückte ſich und hob die mißhandelten Dokumente, ohne ein Wort zu verlieren, eines nach dem anderen wieder auf. Dann nahm er ſeinen Hut und ſchritt der Tür zu.

„Herr Panderfull," ſagte er würdevoll, „ich glaube Marzeline keinen größeren Beweis meiner Verehrung und Hochachtung geben zu können, als wenn ich auf die beleidigenden Worte, die Sie mir ſoeben ins Geſicht ſchleuderten, überhaupt nichts erwidere. Ich hoffe, Sie werden noch zur Beſinnung kommen, ehe Sie das Glück Ihrer Nichte zerſtören."

„Es iſt gut, mein Herr, ich brauche Ihre Zurechtweiſung nicht . . ." „Adieu!"

Moritz grüßte ſteif und förmlich und zog ſich zurück, während Herr Panderfull eine befriedigende Handbewegung machte und dann die Tür hinter dem jungen Mann zuſchlug.

Als er allein war, nahm er mit verſchlungenen Armen ſeinen Weg durch's Zimmer wieder auf:

„Er ſieht übrigens nicht dumm aus, der junge Mann," ſchoß es ihm blitzſchnell durch den Kopf, aber alſogleich gewann der Gedanke an die Warcolliers wieder die Oberhand.

„Wenn ich ihnen ſchreibe," ſagte er zu ſich ſelber, „ſo werden ſie mir wie ein Mann hier ins Haus fallen. Beſſer iſt, ich gehe hin. Das iſt freilich eine Demütigung mehr, aber eine mehr, eine weniger; ich kann ſie doch ſchon nicht mehr zählen. Ich werde ihnen ſagen, daß Marzeline nicht ganz wohl iſt und daß ich ſie deshalb für zwei oder drei Tage zu ihrer Kuſine geſchickt habe. Nachher ſehen wir dann, was es weiter gibt."

„Ja, ja, ſo wird es gehen, das iſt kein ſchlechter Plan," fügte er hinzu und ſchüttelte ſeine Füße, als wollte er den letzten Reſt von Müdigkeit daraus vertreiben.

Dann machte er ſeine Vorbereitungen zum Ausgehen, ſtrich ſeinen Schnurrbart glatt und band ſeine Kravatte neu, indem er ſagte:

„Die kleine Scheinheilige von Marzeline, ſo ein einfaches Mädchen, ſieht aus, als könnte ſie nicht bis drei zählen, iſt ſelbſt die reine Marmorbraut und ſteckt alle Herzen in Flammen. O, wenn es nicht meine Nichte wäre, man ſollte ſich ſchütteln vor Lachen; aber leider iſt es meine Nichte und deshalb iſt die Sache keineswegs lächerlich."

„Aber, was iſt das!" rief er plötzlich und hob den Stuhl auf, der umgeworfen auf dem Parquet liegen geblieben war und unter dem er jetzt einen voll beſchriebenen Stempelbogen gewahrte.

„Gott bewahre! Das iſt unverſtändliches Zeug! Das iſt eines jener Papiere, die ſoeben hier durchs Zimmer geflogen ſind. Der Unglückſelige hat vergeſſen es aufzuheben. Ich habe wohl geſehen, daß er trotz aller Willenskraft ſehr aufgeregt war . . ."

„Nein, nein, man trotzt mir nicht ungeſtraft."

„Was ſoll ich nun mit dem Wiſch anfangen," fuhr er fort, indem er den Stempelbogen von allen Seiten betrachtete. — „Das iſt übrigens ſeine Sache; wenn er ihn nötig hat, wird er ihn ſchon holen . . . Aber nein, und nochmals nein! . . . Ich habe von dieſem Herrn genug. Ich will nicht wieder anfangen, mich mit ihm herumzuzanken, um ſo weniger als er mit ſeiner Kaltblütigkeit und ſeinen Antworten einen gar nicht zu Worte kommen läßt. Ich will ihm ſeine Schmiererei wiederſchicken, aber ich erinnere mich noch kaum ſeines Namens . . ."

„Seines Namens? Sieh da, da ſteht er!" ſagte er, als er ein kleines Zettelchen bemerkte, welches an dem Hauptakt angeheftet war und die Worte enthielt: „Abzuſchreiben, ſehr eilig. Herrn Moritz Paſter übergeben am 18. September 1835."

„Das iſt prachtvoll," fuhr Herr Panderfull fort. „Ich brauche das Meiſterwerk nur in einen Umſchlag zu ſtecken und mit der Adreſſe des Herrn Moritz Pa — — ſter im Vorbeigehen in den Kaſten am Rathauſe zu werfen. Das iſt gut."

„Stolz kann ich ſagen," fügte er hinzu und bewegte das Schriftſtück in der Hand hin und her, „daß heute zum erſten Male ein Stempelpapier in mein Haus gekommen iſt."

„Welch drolligen Stil hat das Zeug da," fuhr er fort, indem er das Papier beſah. „Das iſt wohl Sanskrit, chineſiſch oder hindoſtaniſch? Aber franzöſiſch auf keinen Fall."

„. . . Vor Herrn Belſſon, Notar zu Saint-Joſſe-ten-Noode und ſeinem Kollegen Herrn De la Montagne, Notar zu Brüſſel, iſt vereinbart und feſtgeſtellt worden was folgt: Zwiſchen Herrn Maupertuis, Reinhard, Jakob, Geſetzeskundiger, normals vereidigter Experte beim Tribunal zu Brüſſel, Doktor beider Rechte, wohnhaft in der Bleichſtraße Nr. 4 und Frau Warcollier . . . ."

„Sieh, ſieh, Frau Warcollier iſt dabei beteiligt! Das iſt drollig! . . . . Ich weiß nicht, ſoll ich fortfahren . . . „ . . . und Frau Warcollier, Eliſe, Henriette, Amalie, Witwe des Herrn Eugen Warcollier, zu Lebzeiten Gaſtwirt, mit dem ſie in wirklicher, legitimer Ehe verbunden war."

„Aber daraus erſehe ich nicht," murmelte Herr Panderfull, „warum Frau Warcollier . . . ." Er überſchlug mehrere Zeilen.

„So, ſo, es handelte ſich um eine Anleihe!"

„Wahrſcheinlich ſoll Frau Warcollier dem beſagten Mauperthuis eine Summe gegen gute Zinſen vorſtrecken; obgleich . . . . mit den Geſchäftsvermittlern weiß man nie, was paſſieren kann . . . ."

„Doch nicht, doch nicht!" rief er plötzlich, während er zu leſen fortfuhr: „Frau Warcollier hat Geld geliehen! Sechszehntauſend Francs hat ſie als Hypothek auf ihr Haus aufgenommen!"

„Donnerwetter, das ändert die Sache . . . Ah, Potz Element, iſt das eine Entdeckung! Welch ſonderbares Zuſammentreffen! Welche Geſchichte."

Und von neuem vertiefte er ſich in das Manuſkript und Herr Panderfull nahm von Anfang bis zu Ende Kenntnis von dem Akte, durch welchen Frau Warcollier und ihr Sohn ſich verpflichteten, außer den Koſten für Kommiſſion, Vermittelung und Akt fünf Prozent für die geliehene Summe zu zahlen und das Kapital unfehlbar in drei Jahren zurückzuerſtatten, widrigenfalls die Immobilien öffentlich verſteigert und dem Meiſt- und Letztbietenden zugeſchlagen werden würden.

Ein letzter Schlußſatz ſtellte feſt, daß, wenn Herr Friedrich Warcollier ſich vor Ablauf eines Jahres verheiraten ſollte, die Hälfte beſagter Summe unverzüglich an den Hypothekengläubiger zurückgezahlt werden würde.

Der Leſer war wie betäubt. Er glaubte, nicht recht geleſen, nicht recht verſtanden zu haben; er fragte ſich, ob er träume, ob er noch bei Verſtande ſei. Vielleicht hatte er die Namen verwechſelt, oder es gaben noch nähere Beſtimmungen, die ihm entgangen waren.

„Es gibt nur ein Mittel, um dahinter zu kommen," rief er endlich aus, und ſogleich war ſein Entſchluß gefaßt. Er zog ſeine Brieftaſche hervor, legte den Akt wohl verwahrt da hinein, ſtülpte ſeinen Hut auf den Kopf, nahm den ſchweren, mit Eiſen beſchlagenen Knotenſtock zur Hand und ging, ſtatt ins Cafee Saint-Gery, geradewegs zu Herrn Mauperthuis.

„Ich werde meinen ganzen Namen nennen," brummte er, als er die Straßen durchſchritt, „Panderfull, Hauptmann bei der Schützengilde. Der Herr muß mir die Wahrheit ſagen . . . Potz Element! So ein Winkel-Advokat! Wenn er auch nur Miene machte, ſich zu weigern, ſo wollten wir doch ſehen!"

Aber der Weg aus der Häringsſtraße bis zu dem Hauſe des Herrn Mauperthuis war lang und die Gedanken des kleinen aufgeregten Herrn arbeiteten immer weiter.

„Potztauſend", nahm er ſein Selbſtgeſpräch bald wieder auf, „wenn ich mich zu erkennen gebe, wird er mir überhaupt nichts ſagen: dieſe Geſchäftsvermittler ſind liſtige, verſchmitzte Leute, und nur durch Liſt kann man ihnen nahe kommen. Wenn der Herr mich nicht kennt, ſo iſt es am einfachſten, den Gläubiger der Frau Warcollier zu ſpielen und ihn zum Plaudern zu bringen. Das iſt freilich ſchon ein abgebrauchtes Mittel, da aber der Herr Rechtsgelehrte ſelber Gläubiger beſagter Dame iſt, fühlt er vielleicht durch meine Mitteilungen ein menſchliches Rühren und läßt ſich in die Karten gucken."

Man ſieht, Herr Panderfull erinnerte ſich in gegebenen Augenblicken noch ganz deutlich, daß er ſelber Kaufmann geweſen war und mehr als einmal mit ſäumigen Schuldnern zu ſchaffen gehabt hatte.

Es war faſt dunkel, als er in der Bleichſtraße anlangte und Herr Mauperthuis war frei und empfing ihn, ohne ihn warten zu laſſen, was bei ſeiner Ungeduld wohl ein ganz merkwürdiges Zuſammentreffen genannt werden könnte.

Wie er empfangen würde, ſo wollte auch er ſich geben, ſo dachte er als er das Zimmer des Rechtsgelehrten betrat.

Dieſer hielt ſein Taſchentuch unter die Naſe und blickte über dasſelbe hinweg ſeinen Beſucher mit forſchendem Auge an; dann ſagte er:

„Mein Herr, was wünſchen Sie?"

Herr Panderfull, der, ſeit er ſich auf geſchäftlichem Boden fühlte, wieder ruhig geworden war, antwortete: „Mein Herr, ich komme im Auftrage einer Ihrer bevorzugteſten Klientinnen, der Frau Warcollier . ."

„Ah, gewiß, gewiß! und der alte Advokat verſtieg ſich zu einem Lächeln.

„Ich muß Ihnen geſtehen, daß dieſe hochverehrte Dame mir ſchon ſeit längerer Zeit Geld ſchuldet, und daß ich nicht dazu gelangen kann, mich bezahlt zu machen."

„Und iſt es viel, was ſie Ihnen ſchuldet?"

„Ja, eine ziemlich hohe Summe."

„Und? Ziemlich hoch, das iſt ein ſehr dehnbarer Begriff, Sie wollen mir bitte den Betrag nennen."

Herrn Panderfull ſchlug das Gewiſſen, aber er platzte heraus:

„Dreitauſend Francs."

„Sieh da," dachte Herr Mauperthuis, „das ſtimmt mit der Summe, die ich ihr beſorgen ſollte . . . Da ſcheint etwas dran zu ſein."

Herr Panderfull fuhr fort:

„Ich war entſchloſſen, die Sache gerichtlich zu betreiben und habe meine Papiere bereits dem Gerichtsvollzieher übergeben; aber ich glaubte meiner Schuldnerin einen letzten freundſchaftlichen Vergleich anbieten zu ſollen."

Herr Mauperthuis ſchien überraſcht.

„Ach, Sie wiſſen wohl, mit den Frauen! Ich habe ihr übrigens gleichzeitig erklärt, daß der Prozeß unfehlbar ſeinen Fortgang nehmen würde, wenn ſie mich nicht morgen bezahle."

„Das würde ihr gerade in dieſem Augenblicke den größten Nachteil bringen."

„Das hat ſie mir auch geantwortet. Sie hat mir mitgeteilt, daß ſie im Begriffe ſtehe, ihren Sohn zu verheiraten und daß die nicht unbedeutende Mitgift des in Frage ſtehenden jungen Mädchens hinreichen würde, alle Schulden des Hauſes, deren es, wie ſie mir ſelbſt ſagte, noch mehrere gäbe, zu decken."

Herr Mauperthuis nahm eine Priſe, legte ſeine Papiere zurecht und ſah ſein Gegenüber über die Brille hinweg von neuem an.

(Fortſetzung folgt.)

Frau Lore.

Roman von J. Jobſt.

(Nachdruck verboten.)

„Gute Nacht, Vater," ſagte Britta.

„Gute Nacht, Kind, und nimm es Dir nicht ſo zu Herzen. Für uns bleibt Frau Lore dieſelbe, und will die Welt uns ſie entgelten laſſen, daß ein Makel auf ihrem Namen ruht, ſo iſt unſer Aſſeſſor der Mann dazu, ſeine Frau zu ſchützen. Wenn die beiden doch nur von dem Klatſch nichts erfahren, aber da gibt es tauſend Mittel und Wege, um ihn in kränkender Form an das Ohr gelangen zu laſſen. Und das: Man ſagt — man glaubt — hat hier um ſo größere Macht, weil das ganze auf Wahrheit beruht. Morgen fahre ich hinüber, und Ihr kommt gleich mit, damit wir es deutlich ausſprechen, was wir von dieſen begrabenen Geſchichten halten. Ich ſage ihm ſelber, was die Spürnaſen bei ihm gefunden haben, vielleicht kennt er die Quelle. Schulz muß einen Feind haben, und es iſt immer gut, das zu wiſſen."

„Du haſt recht," fiel Frau Grete ein, „aber mit unſerer lieben Lore rede ich keinen Ton darüber, das kannſt Du nicht von mir verlangen."

„Sollſt Du auch gar nicht, Alte. Wenn es nach mir ginge, erführe ſie überhaupt nichts davon. Doch nun komm, wir wollen ſchlafen gehen, bin ich doch heute ſo müde, als wären mir die Knochen zerſchlagen. Das macht der verfluchte Aerger, und nun muß ich zum Schluß noch dem armen Kerl, dem Schierſtedt, Unrecht tun. Aber es freut mir doch, daß ich mich irrte. Wäre mir wirklich fatal geweſen, wenn ich recht behalten hätte. Hab' den tüchtigen Menſchen lieb gewonnen, — na, — und heute Abend habe ich ihn noch mehr ſchätzen gelernt. Biſt Du nun zufrieden, Kleine?" — Lächelnd kniff er Britta in die Wangen. „Warſt wohl ordentlich böſe auf Deinen alten Vater, wie?"

Wortlos ſchmiegte ſich das junge Mädchen an des Forſtmeiſters Bruſt, während die Mutter kopfſchüttelnd in das Haus ging.

„Geh nur, Vater," ſagte Britta, ſich aufrichtend, „Du biſt müde, und ich räume hier noch auf."

„Gute Nacht, mein liebes Kind."

Sie war allein, allein mit ihren Gedanken, allein mit ihrem Schmerz. Ach, ſie wußte es zu gut, daß Schierſtedt ſie nur mit flüchtigem Wohlgefallen betrachtete, ſein heißes Herz lag im Banne ſeiner alten Liebe, und dieſe hieß Lore. Das Mädchen hatte ſein Geheimnis nur zu gut erraten. Aufſchluchzend preßte ſie den Kopf in das dunkel gefärbte Laub des wilden Weins, der ſeine langen Ranken vom luftigen Dach der Veranda herabhängen ließ, ſie ſchwankten im friſchen Abendwinde auf und nieder und legten ſich kühlend auf die heißen Wangen des weinenden Mädchens.

„Fräulein Britta!" rief es leiſe von unten herauf. Sie hörte es nicht.

Da kam Schierſtedt leichten Schrittes die Stufen empor und legte innig den Arm um die Schulter der Schluchzenden: „Britta, ſagen Sie mir nur das Eine, weinen Sie um Lore, oder um mich?"

Sie ſchwieg, aber ſie wehrte ihm nicht. Die Mondesſtrahlen warfen ein ſchimmerndes Gewebe ſilberner Lichter durch das hängende Gezweig auf die junge Geſtalt, die in demütiger Dankbarkeit das tröſtende Mitleid des Liebſten wie ein koſtbares Geſchenk entgegennahm.

Schierſtedt fragte nicht mehr, ſie ſelbſt war ihm Antwort genug, und als er ſie ſchweigend auf die Bank zog, die ihnen zur Seite ſtand, zog durch ſeine Gedanken die Gewißheit, daß Britta ihm ein treuer Kamerad ſein wird, für das ganze Leben. Was hatte Lore doch zu ihm geſagt: Wenn Sie nur wollen — — — Ach er wollte ja! Er wollte alles, was ſie wollte.

Ihr Glück war auch ſein Glück. Und jetzt, wo ſich von neuem das Geſpenſt der Vergangenheit drohend neben ihren Pfad ſtellte, wollte er ihr beiſtehen, und damit er dies konnte, ohne daß Verleumdung ſie kränke, galt es, ſich mit feſter Hand von ſeiner Liebe zu ſcheiden.

Ein tiefer Seufzer ließ Britta das verweinte Geſicht ihm zuwenden und wie ein Hauch trat es auf ihre Lippen: „Sie lieben Lore?"

„Und wenn es ſo wäre, Britta?"

„Ich kann es verſtehen, ſie iſt ſchön und gut."

„Ja, Britta, und doch habe ich ſie einſtens aufgegeben um ein Nichts — um einen fernen Vater, der irgendwo im Zuchthaus ſaß. Ich habe ſie, die meine heimliche Braut war, verlaſſen, als ich ihren wirklichen Namen erfuhr, grauſam verlaſſen, ohne ein Wort der Aufklärung, ohne eine Entſchuldigung zu einer Zeit, da ihr Herz nach einem Beſchützer ſchrie. Ich habe es fertig gebracht, der Wehrloſen, die unter den Dolchſtichen des lieben Nächſten blutete, den Todesſtoß zu verſetzen, der unſere Liebe traf. Die ihrige iſt daran verblutet, die meinige lebte wieder auf, als ich ſie zum erſten Male wiederſah in Rothentann, zum erſten Male nach jener ſeligbitteren Zeit. Nun hatte ſich das Blatt gewendet und ich blickte verlangend nach einem anderen Weibe, mir immer wieder von neuem, bis zum Wahnſinn, ſagend, ſie war Dein."

Schierſtedt hatte es ſich vom Herzen geſprochen, was ſeit Monden mit Bergesſchwere auf ihm laſtete, er vergaß wer ſeine Zuhörerin war, vergaß, daß er ſie mit dieſem Geſtändnis von ſich ſcheuchen könne, und ſchreckte jäh aus ſeinem Grübeln empor, als Britta ihm mitleidig die Hand drückte mit den Worten: „Sie armer Mann, was müſſen Sie leiden."

„Sie verachten mich nicht, Britta?"

„Wie ſtände mir das an? Es iſt ein wunderlich Ding um die Liebe."

„Wiſſen Sie auch, was Liebe iſt?" fragte Hans und nahm Brittas Hand von neuem in die ſeine. Das junge Mädchen wollte ſie ihm entziehen, aber er hielt ſie feſt und fuhr fort: „Laſſen Sie ſie mir, Britta. Dieſe kleine feſte Hand ſagt mir, daß Sie meine Freundin ſind, habe ich recht? —"

Sie nickte nur, die Stimme verſagte ihr vor innerer Aufregung.

„Wollen Sie mein treuer Kamerad ſein, Britta? Wollen Sie mir beiſtehen in dem Kampfe, den ich gegen mein eigenes Ich kämpfe?"

„Ja."

„Willſt Du Geduld haben mit mir, Mädchen, bis ich Dir einſt ſagen kann: Ich habe überwunden."

Britta weinte vor ſich hin, duldete es aber ſchweigend, daß ſein Arm ſie umſchlang, indeſſen er ihr ins Ohr flüſterte: „So lieb haſt Du mich?"

„Vom erſten Tage an, als ich Dich ſah."

„Und Du willſt es trotz allem mit mir wagen, Britta?"

„Ja, Hans."

„Kind, Kind, wirſt Du es nie bereuen?"

„Niemals."

„Wirſt Du nicht eiferſüchtig ſein?"

„Auf Lore? Nein Hans, in ihrem Herzen iſt kein Raum für Dich — ſie iſt glücklich. Verzeih', wenn ich Dir damit wehe tue."

„Du haſt recht, Britta. Läute Du meiner alten Liebe kräftig zu Grabe und ſorge, daß ſie ein fröhliches Oſtern feiert in Deinem ſtarken Herzen. An Deiner treuen Liebe laß mich geſunden."

„Wenn Du nur ernſtlich willſt, Hans, an mir ſoll's nicht fehlen. Ich habe Geduld zu warten bis meine Zeit gekommen iſt, und dauerte es auch um Jahre."

„Sollſt nicht lange zu warten haben, Britta, ich fühle es! Wenn meine Zeit im November zu Ende geht, ſpreche ich mit Deinem Vater."

„So bald ſchon?" fragte Britta ängſtlich.

„Wo bleibt Dein ſtolzes Vertrauen, Kind?" fragte er gleich.

„Wie Du willſt, Hans, möge es Dich nie gereuen, daß Du mich unbedeutendes, einfaches Mädchen erwählſt."

„Sei ohne Sorgen, gerade Du mit Deinem ſchlichten innigen Glauben, mit Deiner Herzenseinfalt wirſt mir Friede und Glück bringen."

* * *

Kutſcher Fritz knallte auf ſeinem Wagen fröhlich mit der Peitſche, als er vor der Oberförſterei hielt. Er tat es allemal, wenn es nach Hoffelde ging, da ſchwatzte es ſich ſo ſchön mit dem Chriſtian. Auch Anton, der alte, würdige Kammerdiener, war zutraulicher geworden in der letzten Zeit und fand ſich öfter zu einem Plauderſtündchen ein in der Kutſcherſtube, aber die Hauptperſon blieb doch der kleine Werner, und der war dann gewöhnlich auch nicht weit, er ſteckte meiſtens mitten unter ihnen. Und heute lag Fritz der Gedanke an den Knaben beſonders nahe, denn er war geſtern in Waldfried geweſen bei Siegfrieds, die ihm verraten hatten, daß des Kleinen Geburtstag heute ſei. Dieſe Tatſache hatte bei dem Kutſcher Fritz tiefſinnige Gedanken wach gerufen, die ſich mit der wichtigen Frage beſchäftigten, was er ſeinem Liebling ſchenken ſollte, mit leeren Händen durfte er nicht kommen, das ſtand feſt. Nach endloſem Hin und Her war er zu einem Entſchluß gekommen und trug den Gegenſtand, den er zum Geſchenk beſtimmt hatte, ſorgſam verpackt in einer Rocktaſche.

Als ſein Herr, wie deſſen Art war, noch vor dem Einſteigen die ſpiegelglatten Rücken ſeiner Füchſe ſtreichelte, grinſte Fritz über das ganze Geſicht, klopfte auf die Stelle, wo ſein Herz ſaß und ſagte: „Ich hab auch was für den Werner zum Geburtstag, Herr Forſtmeiſter, es iſt wohl heute große Geſellſchaft in Hoffelde?"

„Geburtstag?" Wieblitz ſah den Kutſcher ganz verblüfft an, um aber bald auszurufen: „Natürlich, wir haben ja den 10. Oktober. Britta, ſagte der Kleine nicht noch kürzlich, daß an dieſem Tage ſein Geburtstag ſei?"

Ehe noch Britta antworten konnte, fiel Fritz wieder vom Bock ein — er, als langjähriger Hausgenoſſe konnte ſich ſo was ſchon erlauben —: „Ich weiß es für gewiß, Herr Forſtmeiſter, Siegfrieds haben es mir geſagt, ſie wollen Werner auch was ſchenken."

„Was haben Sie denn für den kleinen Mann, Fritz?"

„Ach, Herr Forſtmeiſter, wenn Sie es nicht übel vermerken wollen, aber ich möcht's gern noch für mich behalten."

„Gewiß, ganz wie Sie wollen, Fritz, aber machen Sie da oben mal ein bischen Platz, ich hole raſch noch ein Geſchenk," lachte Wieblitz gut gelaunt.

Seine Frau und Britta, die ſchon im Wagen ſaßen, blickten ihm voller Neugierde entgegen und waren nicht wenig erſtaunt, als er mit einem mächtigen Korb zurückkehrte, den er gemeinſam mit der Magd zum Wagen ſchleppte und der ganz gefüllt war mit duftendem Heu, auf dem ein Rehkitzchen lagerte.

„So," ſagte der Forſtmeiſter von Wieblitz befriedigt zu ſeinen Damen, die beifällig nickten, „das hatte ich ihm ſchon lange zugedacht."

Der Korb kam auf den Bock, der Forſtmeiſter ſtieg ein, und dann ging es in flottem Trab dahin durch den herbſtlich gefärbten Wald. Schierſtedt ſah ihnen wehmütig nach von dem Fenſter ſeiner Stube, der Dienſt hielt ihn zurück, auch war er nicht aufgefordert worden, er mußte ſich mit einem verſtohlenen Abſchiedsgruß Brittas begnügen. Jetzt lehnte ſich das junge Mädchen aufſeufzend zurück, und der Vater fragte: „Haſt Du was auf dem Herzen, Kind?"

Ein heißes Erröten flog über der Tochter Angeſicht, der Vater bemerkte es ſtaunend, aber er unterdrückte die Neckerei, die ihm auf der Zunge ſchwebte, er begnügte ſich damit, ſie in die heißen Backen zu kneifen. Schweigend fuhren ſie durch die bunte Welt, über welche der tiefblaue Himmel lachte.

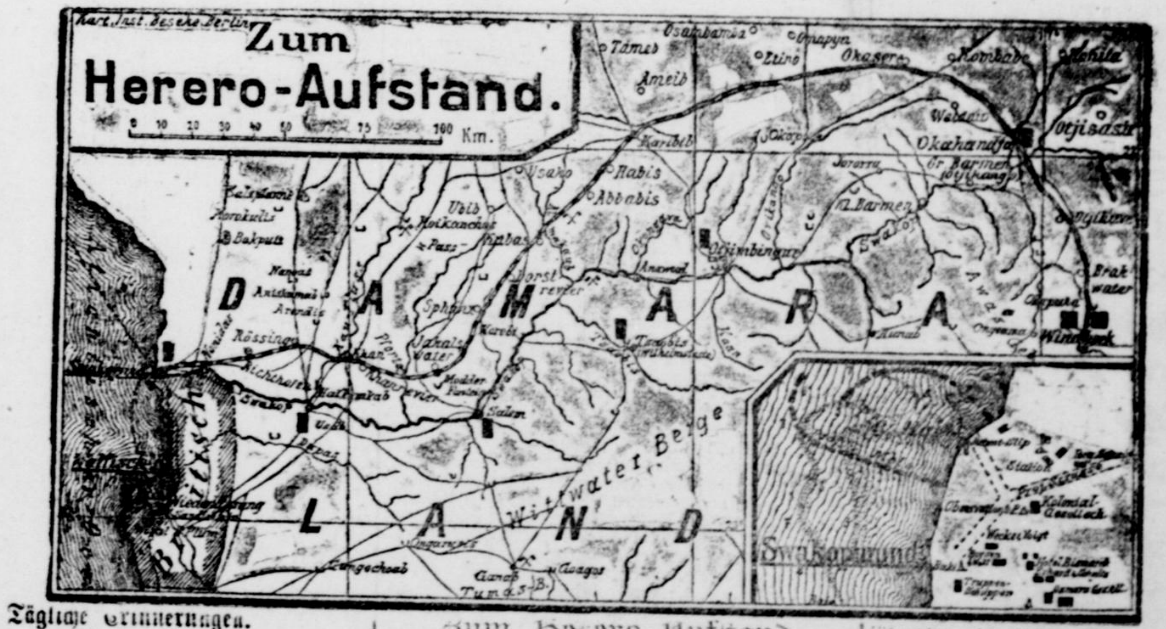
„Sieh doch, Vater," unterbrach Britta das lange Schweigen, das anfangs herrſchte, „geht dort nicht der Baron von Schulz?"

„Halten Sie mal, Fritz," donnerte Wieblitz und ſtellte ſich im Wagen auf. „Natürlich Kind, haſt recht geſehen. Er hat uns auch ſchon bemerkt und bricht durch das Unterholz. Heda, gut Freund."

„Gut Freund," lachte der Baron, als er jetzt an den Wagen herantrat. „Wo ſoll die Fahrt denn hingehen, Wieblitz?"

(Fortſetzung folgt.)

Allerlei.



Tägliche Erinnerungen.

28. Januar.

814: Kaiſer Karl der Große, †. (Aachen). 1256: Wilhelm von Holland, deutſcher König, †. 1547: Heinrich XIII., König von England, †. 1596: Franz Drake, Seefahrer, †. (Weſtindien). 1791: Herold, franzöſiſcher Komponiſt, geb. (Paris). 1841: Stanley, Afrikaforſcher, geb. (Denbigh). 1841: Victor Neßler, Komponiſt, geb. (Baldenheim) Elſaß. 1868: Der Dichter Adalbert Stifter, †. (Linz.) 1895: Der franzöſiſche Marſchall Canrobert, †. (Paris).

Zum Herero-Aufſtand.

Wir geben unſeren Leſern beiſtehend nochmals eine Karte desjenigen Gebietes in Deutſch-Südweſt-Afrika, in dem der Aufſtand der Herero ausgebrochen iſt. Da hier zur Zeit und für die Folge die ernſteſten Kämpfe ſtattfinden, ſo hat die Karte ein beſonders ſtarkes Intereſſe.

Das Aufſtands- bezw. Kampfgebiet umfaßt den mittleren und öſtlichen Teil der von dem Küſtenorte Swakopmund nach dem Regierungsſitze Windhuk führenden, im Jahre 1902 eröffneten Eiſenbahn. Namentlich in dem öſtlichen Teile der Strecke haben die erſten und für die Deutſchen leider verluſtreichſten Kämpfe ſtattgefunden. Die Bahn finden unſere Leſer in unſerer Karte deutlich verzeichnet. Sie führt von Swakopmund in öſtlicher Richtung, ſich ſtets nördlich des Fluſſes haltend, nach Jakalſwater, wendet ſich dann nordöſtlich nach Karibib um ſich im flachen Bogen nach Oſten auf Okahandja zu ziehen, von wo ſie etwa in ſüdlicher Richtung nach Windhuk geht. Der vielgenannte Ort Otjimbingue